

Die Neue Welt

Nr. 53

Illustrierte Unterhaltungsbeilage.

1899

Die Brüder.

Erzählung von Hermann Bohn.

(Schluß)

Nachdem der alte Pfarrer so gesprochen hatte, suchte er mit seinen kurzichtigen Augen nach seinem Zylinder, den er irgendwo hingestellt hatte und jetzt in der bereits eingebrochenen Dämmerung nicht gleich sah.

„Hier ist er,“ sagte Ludwig, und holte ihn von einem Stuhl.

„Danke, danke!“

„Wollen Sie Licht?“

„Nein, nein, danke, Herr Kaplan!“

Ludwig öffnete die Thür und geleitete seinen Vorgesetzten durch den dunklen Gang nach dem Treppenhause und sah ihm dann nach, wie er vorsichtig und zagend die theilweise dunkle Treppe hinabstappte.

Ein verächtliches, bitteres Lächeln umspielte seine Lippen. Dann begann es sich in seinem Inneren zu regen und zu winden in knirschender Wuth, daß er die Häuste ballte.

Von diesem, diesem sollte er sich solche Dinge sagen lassen müssen! Von diesem, der ebenso ängstlich vorsichtig im Leben war, wie er jetzt die Treppe hinunterging, der jedes Mühsal, jede Anopferung schonte. Ein Mann, der nie gerungen hatte, Alles gleich genommen, wie es war, der zu feig war, etwas mit Kraft durchzuführen, der über Alles die Behaglichkeit liebte, der seinen dicken Bauch mit Stapaunen und lederen Streifen mästete und das Hirn von Wein betäubte wie ein Prasser, ein Epitauräer, ein Sybarit? . . . O, er schüttelte die geballten Häuste; der durfte ihm solches sagen, ihm, der entbehrt und gelitten und gerungen hatte, um nach des Herrn Wort zu leben!

Doch der Herr wollte nicht, daß man auf seine Mächten zürne, man sollte sie lieben!

Jenen sollte er lieben?

Das lohnende Gefühl des Hasses drückte er hinab.

Herr, es galt nicht Jenem, sondern nur dem Schlechten, das er that.

Er begab sich zurück in's Krankenzimmer. Doch die Dämmerung, aus der die weißen Kissen des Bettes leuchteten, und das Stöhnen des Kranken und seine Fieberphantasien machten ihn unruhig.

Leise zündete er die Lampe an und begann auf die weiße Stirn des Fiebernden, die leuchtend über dem blutrüthigen Gesichte lag, einen neuen Umschlag zu machen.

Plötzlich kam ihm der Gedanke: Wenn er stirbt?

Aber wie der Gedanke gekommen war, war er auch wieder weg, und gleich darauf kam der Arzt.

Da fragte er doch, nachdem sie den Kranken gemeinschaftlich gebadet hatten: „Sagen Sie, Herr Doktor, kann der Ausgang ein tödtlicher sein?“

„Exitus letalis,“ erwiderte der Arzt, „ist hier

nicht so häufig, wie man gemeinlich annimmt, allerdings unser Patient scheint körperlich sehr heruntergekommen zu sein, allem Anschein nach durch heftige, seelische Erregungen oder bergleichen, und man kann nicht wissen. Na, aber nur konsequent, Herr Kaplan! Soll ich Ihnen für die Nacht eine barmherzige Schwester schicken?“

„Nein, nein,“ wehrte er hastig ab.

Bald darauf ging der Arzt.

„Exitus letalis,“ begann Ludwig vor sich hin zu murmeln und begann hastig die Umschläge zu erneuern. „Nur konsequent, konsequent, das ist die Hauptsache.“

Aber es begann wieder und sumnte ihm im Ohr: „Exitus letalis“. Noch nie hatte er solch eine Stimmung gehabt wie heute. Er war in einer seltenen Aufregung und der kaltblütige Gleichmuth seiner Gedanken war fort.

War er eigentlich schuld an seinem Tode? Das heißt, konnte man ihm eine Schuld beimessen, wenn der Kranke starb?

Sein Gedankengang ward durch Max unterbrochen, der laut fieberte. Seltsam, wie das heute von Jenem auf ihn überging, wie dieses Gemurmel seinen Kopf umfaßte, wie mit krallender Geierklaue, und ihn beugte, daß er athemlos jedem Geräusch lauschen mußte.

Es war zu dunkel, das war es, er mußte noch eine Lampe anzünden.

Er erhob sich.

Doch was beugte ihn da wieder nieder? Dort an der Wand eine ungeheuerere, schwarze Gestalt, die eine mächtige Hand mit ungeheueren Krallen fingern nach ihm ausstreckte!

Unsinn, das war sein eigener Schatten.

Er beugte sich, da beugte der sich auch, er schüttelte die Hand, da that der es auch in schattenhafter Uebertreibung.

Wie man ein Pferd zwingt, vor dem Gegenstande, den es scheut, auf und ab zu gehen, ging er einige Male hin und her und beobachtete mit erzwungener Aufmerksamkeit seinen Schatten.

Die andere Lampe steckte er nicht an, sondern setzte sich gebeugt an's Bett. Die Füße schlug er unter den langen Priesterböden, die er noch an hatte, übereinander, und das Haupt stützte er in die Hand, daß an der Wand gegenüber ein grauschwarzer Berg zu lagern schien.

Da begann sein Bruder dicht neben ihm wieder lauter zu sprechen: „Ach Ludwig, Ludwig, ich habe so Kopfweh . . .! Und warum denn nicht . . .? Warum nicht, ich kann's nicht einsehen . . .! Ich war so glücklich . . .! O, ich . . . sterben möcht' ich, sterben . . .!“

Dann war Alles wieder ganz ruhig.

Diese Ruhe packte ihn mit grinsender Angst und trieb ihn die Augen aus den Höhlen.

Todt?

Er fuhr mit beiden Füßen auf, daß sein Schatten wild an der Wand schwankte, und beugte sich über den Unglücklichen.

Unheimlich blickte ihm das bleiche Antlitz aus der Dämmerung entgegen.

„Max,“ schrie er, „Max!“

Keine Antwort.

Er fuhr graufend mit der Hand über das Gesicht des Fiebernden, und ein kalter Schauer durchlief seinen Körper, als seine Finger die nasskalte Haut spürten. Dann grub er unter der Bettdecke nach dem Herzen. Das schlug noch wild und heftig, er hatte sich getäuscht, jener lebte noch.

Jetzt fing er an im Zimmer auf und ab zu wandeln von einer Seite zur anderen, daß sein dunkler Schatten in schwankenden Stößen an den Wänden entlang huschte. Dabei begann es in seinem Kopfe zu kreisen.

Wenn man todt ist, so hat der Tod eine Ursache, das war klar, und wenn er die Ursache des Todes seines Bruders war, so war er, das war nicht abzuleugnen — was denn . . .? Konnte er nicht mehr denken?

Nein, halt, etwas Anderes!

Er hielt in seinem Laufen inne.

So ähnlich hatte er gekämpft und gelitten, als ihm die Sünde nahe gewesen war, nächtlich, beim einsamen Gebete. Aber er konnte jetzt nicht beten. Die Willenskraft . . . fort . . . die war fort.

Was fehlte ihm denn? Was für eine Sünde war ihm denn nahe? Der Stolz, die Streikluft oder . . . Unsinn, Unsinn . . . die Neue? Lächerlich, das war ja gar keine Sünde.

Er und Neue? der sich nie etwas zu schulden hatte kommen lassen!

Wieder begann er im Zimmer hin und her zu laufen. Dabei kam es ihm einen Augenblick in den Kopf: Warum Du Dir den Schädel nicht an den Wänden einrennst, und er hatte eine Art Bewunderung seiner selbst, als er, wie der Endpunkt eines Wirbelwindes, als drehe ihn eine heimliche innere Macht, dicht vor der Wand jedes Mal auf den Boden herumflog.

Dann aber ging Alles mit ihm in einem wüthenden Kreise umher: Wenn der Tod eine Ursache hat, knirscht es in ihm, wenn der Tod eine Ursache hat, dann . . . dann . . . vorwärts, dann war er . . . wenn der Tod eine Ursache hat, dann . . . war er ein . . . Brudermörder!

Er brüllte auf, wie ein zu Tode getroffener Stier, und seine Stimme schnappte in wahnsinniger

Angst mitten über, daß nur ein schauriges Winseln noch zu vernehmen war. Seine Hände krallten sich an der Wand entlang, an der er langsam zu Boden glitt.

Dort lag er eine Weile, ohne zu denken, in einer wohlthuenden Betäubung. Dann vernahm er plötzlich eine Stimme.

„So sollst Du elend werden,“ klang es an sein Ohr, „deshalb, weil Du meine Gebote befolgest? Soll ich, der Herr, mich den Menschen fügen, oder habe ich ihnen meine Gebote gegeben, auf daß sie nach ihnen leben?“

Nun stand er auf in einer erhabenen Ruhe, wie er sie noch nie gekannt hatte.

Seines Bruders Phantasien beunruhigten ihn nicht mehr. Der Herr hatte seine Gebote gegeben, daß man sie befolgte. Und er hatte sie befolgt, wie er für Recht gehalten, mit Bezähmung aller eigenen Triebe und Wünsche, und deshalb hatte er sein Haupt vor den Menschen gerade halten dürfen und hatte sich nicht zu bücken brauchen. Wenn er aber diese Gebote nicht mehr befolgte, wo nahm er dann seinen Halt her? Dann konnte Jeder seinen Stein nach ihm werfen und er hatte keinen Schild, sich zu schützen.

Als Max stöhnte, erneuerte sein Bruder die kalten Kompressen der Stirne.

„Nicht ich,“ sprach er leise und feierlich vor sich hin, „bin schuld an Deinem Tode, mein Bruder, wenn Du stirbst. Ich that nur meine Pflicht, Dich allein trifft die Schuld, weil Du zu schwach warst, des Herrn Gebote lebendig in Deinem Geiste zu erhalten und nach ihnen zu leben.“

VIII.

In sechs langen Wochen kämpfte Ludwig dem Tode, der seinen Stempel schon in bleierner Farbe auf das Antlitz des Kranken gedrückt hatte, mit kaltblütiger Ruhe seinen Bruder ab.

Seine Stelle bei dem geistlichen Rath hatte er aufgegeben, um sich ganz der Pflege des Kranken, die er, jede Hülfe hartnäckig zurückweisend, ganz allein ausübte, widmen zu können.

Keinen Augenblick vergaß er des übernommenen Dienstes. Er hatte seine Lagerstätte in dem Zimmer des Kranken aufgeschlagen, und dort, ohne jeden anderen Verkehr als sein Gebetbuch und den Rosenkranz, verbrachte er seine Tage, weder zum Spaziergange, noch zum Kirchenbesuche ausgehend.

In langen Stunden der Einsamkeit, wenn sein Bruder schlief oder bewusstlos phantasirte, dachte er über sich und seine Pflichten gegen die Menschheit, den Himmel und seinen Bruder nach, und mit der zähen, hartnäckigen Starrheit seines Charakters hielt er fest und erweiterte, was er früher geglaubt hatte. Die Ereignisse der letzten Wochen drängten ihm mit Macht die Erfahrung auf, wie werthvoll das Festhalten von gewonnenen Ueberzeugungen und die Durchführung einer Idee waren, und immer fester ward der enge Ring seiner Gedanken, nach denen er leben und wirken wollte.

Mit solcher Zähigkeit hielt er das flackernde Lebenslicht seines Bruders in dessen Körper fest, mit solcher Starrheit scheuchte er den geschmeidigen, beweglichen Geist seines ehemaligen Vorgesetzten von sich, daß dieser die Versuche aufgab, ihn zu seiner klugen, praktischen Lebensauffassung herüber zu ziehen; mit solcher Zähigkeit errang er sich die Bewunderung des Arztes und die Achtung der Hausleute seines Bruders, und wiederum mit derselben Zähigkeit hielt er an dem Gedanken fest, seinen Bruder nach seinen Ansichten zu leiten.

Die sinnlichen Vorstellungen des Fleisches, wie er die Auswüchse seiner geknechteten Phantasie nannte, die ihn früher von Zeit zu Zeit immer heimgejucht und ihm Kämpfe verursacht hatten, verloren sich bei der aufopfernden Krankenpflege, und in seinem Denken und Fühlen verdichtete sich Alles so, daß sogar seine Gesichtszüge dadurch eine edlere Form anzunehmen begannen. Die plumpe Nase schien sich zu schärfen, die Ueberfülle der Wangen machte einem größeren Ebenmaße Platz, die wulstigen Lippen schlossen sich fester und schienen Schwung zu bekommen, und selbst das Auge machte einen geistvolleren Eindruck denn

ehedem, und das ganze durch die Stubenluft gebleichte Antlitz hatte nicht mehr jenen früher fast brutalen, gewalthätigen Ausdruck, sondern drückte mehr höhere Energie aus.

Sein Gesichtskreis jedoch war immer noch beschränkt mit seinem nur auf seines Bruders Umwandlung gerichteten Willen. Ohne daß Ludwig es sich je eingestanden hätte, ging sein ganzes Dichten und Trachten doch nur darauf hinaus, durch die Befehreung seines Bruders die Nichtigkeit seiner Ansichten bestätigt zu finden.

Dasselbe drängende, unkünstlerische Wollen, dem das weiche, verständnisvolle Erfassen der Gegenstände fehlte, glaubte er unbedingt seinem Bruder zur Ausübung einer wahren Kunst nach seiner Anschauung beibringen zu müssen. Denn in diesem Wollen, das ihn etwas lehrte, schien ihm allein die Möglichkeit gegeben, sich Gott zu nähern, und mit einem solchen Wollen sollte sein Bruder nach dem Reich Gottes streben.

Während sich die Ansichten seines Bruders auf diese Weise immer berechtigter fühlten, kam Max langsam und allmählig wieder zu körperlichen Kräften. Jedoch, war es die Gegenwart seines Bruders, oder waren es die vor seiner Krankheit vorgefallenen Ereignisse oder diese selbst, während der Körper wieder kräftiger auf die Einflüsse der Außenwelt reagierte, schien die Seele immer noch zu schlafen. Nachdem die wilden Fieberphantasien aufgehört hatten, lag er oft stundenlang mit gefalteten Händen, starren Auges vor sich hinblickend, im Bette; höchstens daß einmal ein müdes Lächeln die matten Züge belebte. Er hatte keine Lust weder zum Aufstehen, noch zu sonst etwas, und wenn sein Bruder sich über ihn beugte, dann schloß er in einem ängstlichen, ergebenen Schmerz die Augen, und wenn dieser gar leise versuchte, ihn an die Zukunft zu gemahnen, dann faltete er wie ein Kind bittend die Hände und bat: „Ach nicht, nein, nein, ich bin ja so müde,“ und sein Gesicht war anzuschauen, als graue ihm vor der Zukunft.

Der Arzt rieth, so bald wie möglich mit ihm an die frische Luft zu gehen, ja, wenn möglich, in diesen vorgeschrittenen Herbsttagen noch zu längerem Aufenthalt sich auf's Land zu verfügen.

Max hatte nur das trübe Lächeln dafür, wie für alles Andere, wie selbst für die Nachricht, daß Marie mit dem Augsburg' er Restaurateur verlobt sei und bald heirathen werde. Dann kam die Zeit, wo er doch das erste Mal ausgehen mußte. Die Leute blickten ihm nach, wie er, bleich wie ein vom Tode Auferstandener, neben der schwarzen Gestalt seines Bruders dahin schritt. Die Lust, die ihm früher so wohl gethan hatte, machte ihn frösteln, das raschende rothbraune Laub, das jetzt an der Erde trieb und an den Bäumen flatterte, fand seinen Blick nicht, und die grünen Nasenflächen, auf denen die Herbstzeitlosen farbig prangten, vermochten keinen Augenblick die entschlafene milde Seele zu erwecken. Darin brachte auch die Folge keine Aenderung.

Nur einmal, als die beiden Brüder die Isar entlang gingen und plötzlich vor dem kochenden Wasserkessel eines kleinen Gefäßes, das hier Felsen bildeten, standen, da lief es dem armen Kranken durch den Leib wie eine heiße, gierige Sehnsucht, daß ihm Thränen die Augen negten. Er konnte sich nicht von dem weißen Gisch trennen, der immer und immer wieder kam und ging, in wildem Anprall, als wollte er die Felsen mit grünem Strahl zerschmettern, gegen den Widerstand anstürmend, dann in Millionen Regen zerplatzend, die sich wieder geheimnißvoll brodelnd und wallend sammelten, um thalab zu eilen in lustigem Lauf, nur hier und da auf dem grünen Rücken des eilenden Stromes noch einen perlenden Schaum werfend, der vom Winde getragen zu sein schien.

Es kam ihm, er wollte seinen Bruder etwas fragen, er wußte nicht was, nur um zu sprechen. Da sah er dessen Blick kalt über das herrliche Bild hinweggleiten, seine alte Angst kam fröstelnd, und das seiende Leben ward wieder erloscht. Doch so konnte das nicht weitergehen. Hier mußte eine Aenderung geschaffen werden; das fühlte Ludwig's vorwärts, seinem Ziel zustrebender Geist, und er faßte einen Plan: Er wollte heim in den Speisart, und Max sollte mit ihm.

Eines Abends, als die beiden Brüder des eingetretenen Regens wegen erst bei eingebrochener Dunkelheit von ihrem Spaziergang heimkehrten, unter dem Maximilianen, durch dessen Vogen hindurch man die treibenden Wolken des Himmels sah, blieb Ludwig plötzlich stehen.

„Laß uns einen Augenblick hier um den Bau gehen,“ sagte er zu seinem Bruder.

„Wie,“ begann er dann, als Max, widerstandslos seinem Willen folgend, die Hände auf dem Rücken, die Augen zu Boden gesenkt, neben ihm unter dem hoch aufsteigenden Bau schritt, „hast Du Dir jetzt eigentlich Deine Zukunft gedacht?“

Max sah schwach erstaunt, aber theilnahmlos auf.

„Ich,“ sagte er, „ich weiß nichts, gar nichts!“

„Ich habe Dir abichtlich,“ fuhr Ludwig fort, „nie davon gesprochen, das Vorgefallene habe ich nie wäht gelassen, da ich Deinen kranken Zustand berücksichtigte. Aber jetzt, wo Du von Tag zu Tag gesünder wirst, aber trotzdem ohne jede Energie und Haltung, in völliger Erschlaffung die Dinge ihren Lauf gehen läßt, muß ich Dich nothgedrungen daran erinnern; denn, Max, Du hast auch zu büßen und zu bereuen.“

Max kniff die Augen halb zu. „Ach Gott,“ wälzte es sich langsam durch sein müdes Hirn, „nun fängt es wieder an!“

„Was soll ich denn?“ fragte er.

„Was soll ich?“ eiferte Ludwig. „Du selbst mußt das wissen. Du selbst mußt das Streben haben, gut zu machen, was Du gethan hast, und Du mußt arbeiten.“

„Ja, da will ich arbeiten,“ sagte Max, „ich will, aber . . .“ er mußte sich hier über die Stirn fahren, wo es so dumpf war und er ein Gefühl hatte, als seien die Massen des Gehirns weit auseinander gezerrt und fänden keinen Zusammenhang mehr, „aber ich kann ja gar nicht mehr malen, ich kann nicht mehr, Ludwig, ich bin ja so müde!“

„Ich werde Dich wieder stark machen,“ sagte Ludwig, „vertraue nur mir, denn ich kann es.“ Er reckte sich straff auf.

Max lächelte trübe und bitter, ihn faßte ein heimlicher Groll gegen diesen starren Kopf, es bäumte sich etwas in ihm auf gegen die Gewalt, die ihn unterdrückte, ohne nach seinen Wünschen zu fragen, die ihn so unglücklich gemacht hatte und ihn noch verurtheilte obendrein.

„Wir werden zusammen nach Hause gehen,“ begann Ludwig wieder, „ich werde Dich lehren, Gott zu verstehen, und dann wirst Du wieder malen können.“

Max blieb stehen und lachte grell auf — dann schwieg er selbst betroffen. Weshalb hatte er nur gelacht?

„Oh,“ sagte er und wußte nicht, was er sagen sollte.

„Ich will nicht!“ sagte er dann, „ich will nicht!“

„Max!“ rief sein Bruder, verweisend ernst. Da faßte den jüngeren Bruder plötzlich eine furchtbare Wuth, die sich bäumend gegen eine unbezwingliche Macht erhebt, wie ein Sklave, der in Ketten gepeitscht wird.

„Du, Du, hä, Du Hund!“

Und dann erschraf er vor sich selbst und hatte doch eine Art Genugthuung, und wandte sich um und lief fort.

„Max!“ rief sein Bruder ihm nach, „Max!“ „Hä, Du Hund,“ dachte er, „rufe, Du Hund,“ und rannte die Brücke entlang, die hier über die Isar führt.

Möglichlich konnte er nicht weiter. Einer neu zu legenden Linie der Straßenbahn zu Liebe hatte man das Pflaster hier aufgerissen. Das lag nun allerorts in Haufen geschichtet umher, und düstere brennende Dellaternen standen darauf und leuchteten der Dunkelheit. Da stand er vor einer Stange, die als Barriere über zwei in den Boden gerammten Pfähle lag, und konnte nicht weiter.

„Ach, was müht es, was müht es,“ sprach es in matter Straßlosigkeit in seinem Innern, „er wird wiederkommen und das alte Lied — das alte Lied wird von Neuem beginnen.“ Er stöhnte winselnd, und Thränen der Haltlosigkeit kamen ihm in die Augen.

Und am anderen Ende der Brücke sah er seines Bruders Gestalt auftauchen. „Versted' Dich vor ihm,“ raunte es ihm geheimnissvoll zu. „Versted' Dich.“ Er lief nach der Seite, wo das Trottoir für die Fußgänger offen gehalten war.

Da sah er plötzlich in den Strom hinab. Dort unten war auch ein Wasserfall, wie er ihn neulich gesehen hatte; vielleicht war es derselbe. Eine heiße, glühende Sehnsucht kam über ihn, daß ihm einen Augenblick das Blut warm in das Hirn schoß, das wie vertrocknet war.

„Mach' einmal ein Ende, mach' einmal ein Ende!“ schrie es in ihm, „dann ist Alles vorbei!“

„Ach ja, ach ja!“ und er schwang sich auf das Geländer und sprang in weitem Schwunge in die Dunkelheit, die nur der Glanz des Wassers zu erleuchten schien.

Zu demselben Augenblick kam Ludwig herbeigestürzt. Athemlos starrte er in das tosende Wasser hinab. „Mar!“ rief er, „Mar!“

Keine Antwort. Nur das Wasser toste, und das Rauschen der Bäume war von dem fernen Ufer zu vernehmen.

Da tauchte in einem Augenblick dem auf das Wasser Himmertarrenden die Stube des mütterlichen Hauses auf, er sah sich unter die Vorhänge der Wiege gucken, seine Mutter blickte aus den hochgehürnten Federbetten, und „Du mußt auf ihn aufpassen!“ hörte er ihre Stimme.

„So, so,“ lachte es in seinem Innern, „es müßte der Herr nicht sein, wenn er ihn untergehen ließe, er verleugnete ja sich selbst!“

Nochmals schrie er: „Mar! Mar!“ Und da vermeinte er einen schwarzen Gegenstand aus dem weiß schimmernden Schaum auftauchen zu sehen. „Mar!“ schrie er nochmals, „halte Dich, ich komme!“

Er schwang sich auf's Brückengeländer. „Herr, Du mußt ein Wunder thun,“ schrie es in seinem Innern, „Du willst eins thun,“ jubelte es; und in einem gebildeten Satze, immer den schwarzen Gegenstand im Auge behaltend, sprang er in die Tiefe hinab. Die schwarzen Röcke schlugen ihm um den Kopf zusammen und flatterten gespenstisch über der massigen Gestalt, die klatschend durch das Getöse gegen die Felsen schmetterte.

„Du, wa. ist's?“ schrie es oben auf der Brücke, und zwei Männer, die von beiden Seiten der Brücke herbeigeeilt waren, sahen einander mit ängstlichem Grausen in's Gesicht.

„Haben Sie's gesehen?“

„Ja, ja!“

„Da ist er!“

Unterhalb des Falles, wo eine einsame Laterne ihr Licht über die Wellen sandte, die hier einen trichterförmigen Strudel bildeten, ging langsam etwas Dunkles, ein menschlicher Körper, im Kreise hin und her und konnte nicht von der Stelle. Plötzlich schlenbert es ein zweites schwarzes Ding dazu, einen Augenblick bewegte es sich gleichmäßig im Kreise umher, dann stieß das eine auf das andere und durch die gemeinsame Schwere wurden beide Gestalten aus dem Strudel in die Strömung des Flusses geworfen, die sie reißend bergab trieb.

„Zwei sind's,“ flüsternten einander die Beiden oben zu.

Am anderen Tage stand in der Zeitung ein längerer Bericht, der sich mit diesem Vorfalle beschäftigte und viel von aufopfernder Bruderliebe sprach. —

Ende.



„Kenn', Kunde, kenn'!“

Von Manfred Wittich.

„Sehen macht wahr!“ — „Was das Auge sieht, das glaubt das Herz!“ — Und wer sehen gelernt hat, der weiß, der hat Wissenschaft von einer Sache.

Aber wie viele Menschen können denn sehen? Mit all' ihren Brillen und Fernrohren und Mikroskopen sehen und erkennen unsere Zeitgenossen oft das Allernächstliegende nicht!

Es ist ein Unterschied zwischen Sehen und Ansehen, Beobachten! Die Augen stehen bei uns Allen am Tage wohl auf, aber Vieles, was wir recht wohl sehen könnten, sehen wir nicht, einfach deshalb, weil wir nicht hinschauen.

Ein Beispiel dafür!

Von einem Professor der Medizin an der Universität Leipzig ist folgender Schwank bekannt. Nachdem er seinen Studenten auseinandergesetzt hatte, wie wichtig für den Arzt genaues Beobachten sei, erklärte er: „Nun will ich einmal prüfen, wie es mit Ihrer Beobachtungsgabe, meine Herren Kommilitonen, bestellt ist! Sehen Sie genau her, meine Herren! In dieser Untertasse habe ich eine abscheulich schmeckende Flüssigkeit! Ich tauche den Finger hinein und führe ihn zum Munde“ — und er machte den Herren Kommilitonen das vor —, „ich werde keine Miene verziehen! Versuchen Sie es nun auch!“

Die Untertasse mit dem Teufelsaft machte die Runde, und jeder der Kostenden machte die greulichsten Grimassen.

„Meine Herren!“ bemerkte nun der Professor, „mit Bedauern stelle ich fest, daß von Ihnen Allen keiner die für einen Arzt, in dessen Hand das Leben von Tausenden gegeben ist, nöthige Beobachtungsgabe besitzt. Sie Alle haben sammt und sonders nicht beobachtet, daß ich in diese scheußliche Flüssigkeit den Zeigefinger eingetaucht, aber wohlweislich nicht diesen, sondern den Goldfinger oder Ringfinger zum Munde geführt habe! Also bitte ich Sie, lernen Sie genau sehen, genau und richtig beobachten, sonst rathe ich Ihnen ab davon, Aerzte werden zu wollen!“

Es ist ja nur zu begreiflich, daß der blasierte Kulturmenschen, namentlich der Großstädter, mehr passiv als aktiv sieht; ohne Selbsterhellung und Interesse eilt er, der immer nothwendig hat, weil Zeit Geld ist, an tausend Dingen vorbei, die den Landmann fesseln und halten würden. Nicht, weil er die Dinge schon genau kennt, nein, er sagt sich: „Ich kann mir's schon denken!“ Er bildet sich ein, die Sache zu kennen — und ist zufrieden. Wie es ihm in der Stadt geht, so auch auf dem Lande, wo er noch weniger zu beobachten und zu sehen versteht, so daß gar viele „gebildete“ Städter Weizen von Gerste, eine Taube von einer Fichte nicht unterscheiden können. Ganz anders steht der Natur und Außenwelt ein Mensch gegenüber, der sich tagtäglich in der freien Natur bewegt, mit ihr in stetem Verkehr steht: Bauern, Jäger, Fischer usw. Auch die Naturvölker sind bekanntlich äußerst feine Beobachter. Wem sind nicht aus Cooper's Lederstrumpf-Erzählungen, den hochpreislichen Indianergeschichten, die einst unser Entzücken hervorgerufen haben, die Proben von Scharfsichtigkeit und Scharfsinn der Rothhäute bekannt?

Ähnliche Proben scharfster Beobachtung giebt in dem Hauff'schen Märchen Abner, der Jude, „der nichts gesehen hat“ und doch ganz genau das Wachtelhündchen und das Leibroß des Sultans Muley Ismael beschreiben, die entlaufen sind und gesucht werden.

Er schildert den verlorenen Hund auf's Genaueste folgendermaßen: „Es ist kein Hund, es ist eine Hündin, ein kleiner Wachtelhund, der vor Kurzem Junge geworfen, langes Gehänge, Federschwanz, hinkt auf dem rechten vorderen Bein.“

Woher weiß das aber der Jude Abner, der der vollen Wahrheit gemäß hoch und theuer versichert: „Ich habe keinen Hund gesehen!“

Im Verlauf der Erzählung erklärt er die Sache so: „Da gewahrte ich im feinen Sand die Spuren eines Thieres; ich, dem die Spuren der Thiere überaus gut bekannt sind, erkenne sie alsbald für die Fußstapfen eines kleinen Hundes; seine, langgezogene Furchen ließen über die kleinen Unebenheiten des Sandbodens zwischen diesen Spuren hin; es ist eine Hündin, sprach ich zu mir selbst, und sie hat hängende Bizen und hat Junge geworfen vor so und so langer Zeit; andere Spuren neben den Vorder-tagen, wo der Sand leicht weggefegt zu sein schien,

sagten mir, daß das Thier mit schönen, weit herabhängenden Ohren begabt sei; und da ich bemerkte, wie in längeren Zwischenräumen der Sand bedeutender aufgewühlt war, dachte ich: einen schönen, lang behaarten Schwanz hat die Kleine, und er muß anzusehen sein als ein Federbusch, nur hat ihr beliebt, zuweilen den Sand damit zu peitschen; auch entging mir nicht, daß eine Pfote sich beständig weniger tief in den Sand eindrückte; leider konnte mir da nicht verborgen bleiben, daß die Hündin meiner gnädigsten Frau, wenn es erlaubt ist es auszusprechen, etwas hinte.“

Das entlaufene Roß schildert Abner, ohne es gesehen zu haben, ebenfalls auf das Genaueste: „Der beste Galoppfläuser, den es giebt; zierlich klein ist sein Fuß, seine Hufeisen sind von vierzehnlöthigem Silber, sein Haar leuchtet golden, fünfzehn Fäuste ist er hoch, sein Schweif ist drei und einen halben Fuß lang, und die Stangen seines Gefisses sind von dreiundzwanzigkarätigem Golde.“

Und von wem ihm diese Wissenschaft kam, schildert der scharfsinnige Jude folgendermaßen: „Was das Roß Deiner Hoheit betrifft, so wisse, daß ich, als ich in einem Gang des Gebirges hinwanderte, auf die Spuren eines Pferdes aufmerksam wurde. Kaum hatte ich den edlen, kleinen Fuß, den feinen und doch starken Strahl bemerkt, so sagte ich in meinem Herzen: Da ist gewesen ein Roß von der Rasse Tschener, die da ist die vornehmste von allen. Ist es ja noch nicht vier Monate, hat mein gnädigster Kaiser einem Fürsten in Frankenland eine ganze Koppel von dieser Rasse verkauft, und mein Bruder Ruben ist dabei gewesen, wie sie sind handelsrein geworden, und mein gnädigster Kaiser hat dabei gewonnen so und so viel. Als ich sah, wie die Spuren so weit und so gleichmäßig voneinander entfernt waren, mußte ich denken: Das gal ppirt schön, vornehm, und ist blos mein Kaiser werth, solch' ein Thier zu besitzen... Und ich bückte mich, da ich etwas glänzen sah auf dem Boden, und siehe, es war ein Marmelstein, darauf hatte das Hufeisen des eilenden Rosses einen Strich gezogen, und ich erkannte es, daß es Hufeisen haben mußte von vierzehnlöthigem Silber; muß ich doch den Strich kennen von jeglichem Metall, sei es echt oder unecht. Der Baumgang, in dem ich spazierte, war sieben Fuß weit, und hier und da sah ich den Staub von den Palmen gestreift; der Gaul hat mit dem Schweif gefochten, sprach ich, und er ist lang drei und einen halben Fuß; unter Bäumen, deren Krone etwa fünf Fuß vom Boden anfang, sah ich frisch abgestreifte Blätter; seines Rücken's Schnelligkeit muß sie abgestreift haben; da haben wir ein Pferd von fünfzehn Fäusten; siehe da, unter denselben Bäumen kleine Büschel goldglänzender Haare, und siehe da, es ist ein Goldfuchs; da fiel an einer Felswand ein Goldstrich in mein Auge... Der Strich mußte von den Gebißstangen des flüchtigen Rosses rühren, die es im Vorbeispringen gegen dieses Gestein gerieben.“

Nach Ablegung einer solchen Scharfsinnsprobe stimmen wir gern dem verwunderten Ausruf Muley Ismael's zu, der bei Hauff in die Worte ausbricht: „Nun, bei Mekka und Medina! das heiß ich Augen! Solche Augen könnten Dir nicht schaden, Oberjägermeister, sie würden Dir eine Koppel Schweifhunde ersparen; Du, Polizeiminister, könntest damit weiter sehen, als alle Deine Schergen und Aufpasser.“

Abner, der Jude, ist aber auch in den meisten Theilen seiner scharfsinnigen Beobachtung Mann von Fach; so ist er im Roßhandel mit allen Eigenschaften des Pferdes vertraut worden, seine Metallkunde ist zu felsenfest. So ein Fachmann sieht ein Ding ganz anders an wie der Laie, denn er hat dasselbe Ding nahe in Tausenden von Exemplaren gesehen und weiß daher, daß man genau hinschauen muß, um zu erkennen, worin ein Exemplar von dem anderen abweicht. Das lernt er aber auch vom genauen Hinschauen.

Wenn wir europäischen Städter in unseren zoologischen Gärten einmal eine Gesellschaft Neger zu sehen bekommen, sehen diese Schwarzen anfangs für unsere Augen Alle gänzlich gleich aus; erst allmählig und bei längerem, genauerem Beobachten und Ver-

gleichem werden wir den Unterschied der Gesichter und sonstigen Formen gewahr. Zahlreiche Reisende berichten die nämliche Erfahrung, daß die Verschiedenheiten der Individuen bei fremden Völkern außerordentlich mannigfaltig sind und doch erst allmählig dem europäischen Beschauer zum Bewußtsein kommen, weil anfangs das Allen Gemeinschaftliche, sie von den Europäern Unterscheidende nachhaltig und hauptsächlich wirkt und die Verschiedenheiten der Einzelnen in den Hintergrund drängt.

In das Gebiet des Fabelhaften steigt allerdings der Viehzüchterscharfsinn, den Hejdrik im schwedischen Räthsellied an den Tag legt. Ihn fragt Gester:

Wie war das Wunder:
Ich draußen gewahrte,
Mit zehn der Zungen,
Mit zwanzig Augen,
Mit vierzig Füßen,
Schritt langsam einher.

Hejdrik: Wenn du bist Gester,
Wie ich vermuthet,
So bist du weiser noch
Als ich dich glaubte.
Und eine Sau ist's,
Von der du redest;
Du laßt sie draußen,
Im Hofe dort.

Und die Sache stimmt! Hejdrik läßt sofort das Schwein schlachten, das mit neun Ferkeln trächtig ging; — das hatte also richtig 20 Augen und 40 Füße und schritt langsam einher.

Frage und Antwort nach Sacheinzelheiten, nach üblichen Bräuchen, Kunstausdrücken usw. des Handwerks, bestimmte Griffe und Handrungen dienen in den Handwerksgrößen und Handwerksbräuchen als Erkennungszeichen, als Andeuten, daß Einer „zur Kunst gehört“, „von der Kunst, vom Bau“ ist. Diese Dinge, welche heutzutage als abgethan und überlebt betrachtet werden, hatten einst ihren hohen Werth, ihren guten von allen „Stunden“ wohlgekannten und gewürdigten Sinn, genau wie die umständlichen Zeremonien der altdeutschen Volksrechte, die man auch von wissenschaftlich erhabenen römisch-rechtlichen Standpunkte einfach für „Narrentheibiger, abenteuerrich Schimpfprossen, gar irrationables und der Vernunft zuwider“ erklärt hat.

In den Handwerksgrößen ist das Erkennungszeichen, gewissermaßen das Lösungswort, der Zugehörigkeitsnachweis des Eingeweihten zum Bunde zu sehen. Mochte der walzende deutsche Geselle in Nangard oder Madrid oder Köln vorsprechen: Kunstbrauch, Kunstspruch und Kunstzeremonie wiesen ihn als Bruder und Genossen aus.

Das greift aber noch in höhere Gebiete.

Wir sahen schon neulich, daß Räthselfragen und Wigproben dazu dienen, über die wichtigsten Dinge frommgläubiger Zeiten, über Religionsangelegenheiten dem Fragenden Kunde davon zu geben, weß Geistes Kind der vor ihm stehende Gefragte sei. So wird förmlich der ganze altgermanisch-heidnische Katechismus abgefragt im Wasfthrudnirlied, ähnlich im Alvisliede, in welchem der Gott Thor den Zwerg Alvis fragt, wie verschiedene Dinge heißen in der Sprache der Menschen, der Asen (Himmelsgötter) der Unterirdischen, der Niesen, der Aesen (Lichtgötter) und der Wanen (Wassergötter).

Das war in mittelalterlich-christlicher Zeit nicht anders. Theologisch, das ist geistlich-gelehrt, sind die Räthsel in dem merkwürdigen Lehrgebäude vom Wartburgkriege, in dessen zweitem Theile der Baubergsänger Klingensor aus Ungarland und Wolfram von Eschenbach sich einander mit theologisch-mystischen Räthselfragen gegenseitig erproben.

Den nämlichen Zug finden wir in den Sätzen der handwerklichen Meisterfinger in den Städte des späteren Mittelalters wieder. Auch bei ihnen wurde der neue Aufkömmling oder Bewerber um die Meisterschaft auf seinen Scharfsinn, seine Fachkunde, sowie auf kirchliche Rechtgläubigkeit und Beschlagtheit in der Lehre geprüft. Er muß mehrere schwere Fragen, Räthsel rathen, errathen, lösen, deuten; man sagte auch wohl, er soll den „Haft, Knoten, Strang, Strick, Bund lösen, aufschließen oder aufbinden“, und so seinen „Befähigungsnachweis“ führen.

Auch die fahrenden Säger, die das Bindeglied

zwischen ritterlichem Minnesang und stadtbürgerlichem Meisterfang gebildet zu haben scheinen, hatten sicher diesen Brauch. Die prüfende Behörde aber ist bei diesen meist Einer aus der Gesellschaft, oder ein erfahrener Säger am Ort, der mit dem Fremden die Konkurrenz aufnimmt und das Feld zu behaupten sucht.

„Wenn Einer eine Reise thut,
Dann kann er was erzählen.“

Und kommt so ein fremder Fahrender daher, sei er nun ein Pilger, der vom heiligen Grabe kommt, oder sei er nur Unterhaltungsjäger, Spruchsprecher, Freiheit oder Freiheits- oder ganz gewöhnlicher Gaukler: er hat doch Welt gesehen, wie schon jener Tragemund des erzählenden Gedichtes von Drendel, von dem es heißt:

Da kam ein armer wallender Mann,
Der wollt' zu dem heiligen Grabe gahn,
Er war genannt Tragemund,
Ihm waren 72 Königreich' kund.

Der Name Tragemund ist stehend geworden; die Sagen bringen die Bezeichnung mit dem orientalischen Wort Dragoman — Dolmetscher, Uebersetzer zusammen, die Anderen (wie Grimm) mit Tragobodo, Traboto, was so viel wie Bote, Pilger, Gast bedeuten soll.

In dem von Uhland in seiner Volkslieder Sammlung gebotenen Tragemundlied wird der Aufkömmling begrüßt und gefragt:

Nu sage mir, Meister Tragemund,
Zweihundsechzig Länder sind dir kund,
Welcher Baum trägt ohne Blüthe?
Welcher Vogel säugt seine Jungen? ...
Was ist weißer als Schnee?
Was ist schneller als das Reh? ...
Was ist höher als der Berg?

Und manches Andere. Die Antworten auf oben ausgehobene Fragen lauten der Reihe nach:

Der Wachholder (der zwar nicht ohne Blüthe trägt,
aber dessen Blüthe ganz unscheinbar ist).
Die Fiebermaus.
Die Sonne.
Der Wind.
Der Baum (nämlich der, welcher auf der Spitze
des Berges steht).

Sind die Räthselfragen glücklich gelöst, so lohnt den fremden Säger Beifall, Ehre auszeichnung durch den Kranz von Blumen und Bändern, mehr oder minder werthvolle Gabe vom kühlen Willkommenbrun bis zu reichem Geldgeschenk.

Aber auch ohne zünftigen Säger übte mittelalterliches Volk in deutschen Dörfern und Städten Räthsellied und Räthselspiel bei den „Abendtänzen“ auf Gassen, Plätzen und Brücken,* wo „um den Kranz“ gesungen und gerathen wurde.

So schildert Sebastian Frank in seinem „Weltbuch“ 1542 den Brauch des Johannisstages in Franken: „Die Maid (Mädchen) machen auf diesen Tag Rosenhäfen also: si lassen inen (sich) machen Häfen (Töpfe) voller Löcher, die Löcher kleiben (kleben) si mit Rosenbletern zu, und stecken ein Licht darein, wie in ein Latern, henken nachmals diesen in der Höhe zum Laden heraus. Da singt man alsdann um ein Kranz Meisterlieder; sunst auch oftmals im Jahr zu Sommerszeit, so die Maid am Abend in ein Muz herumsingen, kummen die Gesellen in Ring und singen um ein Kranz, gemeinlich von Nügelin (Nesteln) gemacht, reimweis vor: welcher das Best thut, der hat den Kranz.“ —

Die Berliner Schürzenkonfektion.

Von Otto Breitmann.

An den Fenstern des Zimmers sitzen sie einander paarweise gegenüber. Manchmal nur ein Paar der Mädchen an einem Fenster, oft aber auch zwei. Vorn die Aelteren, weiter zurück im Zimmer die Jüngerer. Das eine Mädchen hat

* Diese waren damals noch nicht, wie seinerzeit der sächsische Kriegsminister von Fabricé in der sächsischen Kammer von der Dresdener Augustusbrücke sagte: „in erster Linie Militärstrafe“, sondern gehörten dem Volk, wie heute noch in freien Ländern.

gerade eine lange Reihe weißer Battiststreifen in der Hand, und läßt sie unter der Nadel fortgleiten, so daß sie jenseits der Nähmaschine einen düstigen Hügel bilden. Ein anderes Mädchen schiebt ein großes Stück gemustertes Zeug, in dem kleine Wellenlinien nebeneinander laufen, über die rasselnde Maschine. Es ist eben dabei, die Fonds, die großen Mittelstücke der Schürzen zu säumen. Und da es aus dem neben ihm stehenden Korbe immer wieder einen Fonds nimmt und ihn an den soeben gesäumten, noch halb auf der Maschine liegenden, halb herunterhängenden Fonds schiebt, ohne den Faden durchzureißen, so bildet sich vor ihr und um sie eine ganze Wolke des zarten Stoffes, den die Schürzenfabrikanten Jeshyr nennen. Ein drittes Mädchen setzt zwischen Stücke großblumigen Organby zarte Spitzenstreifen. Ein Viertes benüht marineblauen Satin-Augusta mit schrägstreifigen, lebhaft gefärbten Blenden. Andere ummächen die fertigen Fonds mit faltig geschobenen Stickereien oder mit Volants, die mit Soutache und blumigen Besatzstreifen versehen sind. Alle haben sie Körbe neben sich, aus denen die zugeschnittenen Stoffe, die Soutachestücken, die Blenden, Spitzen und Stickereien quellen. Alle sind sie halb verhüllt von den düstigen Geweben. Ihre Gede ist ein wunderbares, zartes Durcheinander von sanften, lichten Farben, gehoben von einigen Fleden greller Töne.

Und Alle schieben sie mit unbeschreiblicher Eile ein Stück nach dem anderen unter die Nadel, die von dem durch die Fußbewegungen in Gang gehaltenen Triebwerk der Maschine so rasch auf- und niedergezogen wird, daß sie nur wie Gestirmer zu sehen ist. Gilt es doch, gleich volle Dugende der Gehänge, der Tüdel- oder Kinderschürzen fertig zu stellen.

Weiter hinten im Zimmer steht der Nähstübchenbesitzer vor einer großen Platte, auf der die ganzen Stücke Stoff liegen. Er schneidet die Schürzen zu, auch immer gleich dugendweise. Nicht weit von ihm sitzt seine Frau. Sie kränzelt Stickerei auf einer kleinen Maschine, deren von glühenden Walzen erhitzte Walzen kleine Nissen zeigen, die sich in die angefeuchtete Stickerei drücken.

So etwa sieht eine der zahlreichen Berliner Nähstübchen aus, in denen die feineren Schürzen gefertigt werden, mit denen sich Sonntags oder in freien Stunden die Hausfrauen schmücken.

Der genaue Lauf der Herstellung einer Schürze ist der folgende: Eine der zahlreichen Berliner Engros-Schürzen-Firmen, die besonders in der Nähe des Neuen Marktes und auch beim Dönhofsplatz wohnen, giebt ihren Arbeitern, d. h. den mehrere Mädchen und Frauen beschäftigenden Nähstübchenbesitzern, Proben von den neu eingekauften Stoffen und Geweben mit, aus denen diese die Muster zusammen zu stellen haben. Im Oktober und März ist diese Musterzeit. Außerdem wird aber noch mehrmals in der Zwischenzeit nachgemustert. Die Stoffe kommen meist aus dem Vogtlande, ebenso die Stickereien. Die feineren, zu Blenden und Besatzstreifen verwendeten Satins, die oft einen sanften Seidenglanz und warme Weichheit haben, werden dagegen aus Frankreich und dem Elsaß bezogen. Viele Webereien haben ihre eigenen Lager in Berlin, doch giebt es auch viele Geschäfte, die nur mit den außerhalb aufgekauften oder bestellten Stoffen handeln.

Von den Nähstübchenbesitzern werden beim Abkriegen der Muster gleich die Preise angegeben, die sie für das Herstellen pro Dugend der Schürzen verlangen. Nur wenige der Händler bewilligen sofort die geforderten Preise. Meist drücken sie die Preise herab mit der Bemerkung, daß ein anderer Arbeiter dieselbe Schürze für das halbe Geld liefere. Es kommt aber auch recht häufig vor, daß die Arbeiter selbst einander unterbieten, um ja recht große Posten bestellt zu bekommen. Da erhält dann der, welcher die Muster geliefert, sich beim Zusammenstellen und Ausdenken neuer Zusammenstellungen genügt hat, oft nur wenige Dugende bestellt, während ein Anderer, dem der Geschäftsmann das andere Muster zur Skalkulation vorgelegt und der es billiger berechnet, die Hauptlieferung bekommt.

Auf diese Weise hat man es erreicht, daß jetzt das Dugend Tüdel- oder Kinderschürzen schon für 30 und 35



Heimgesunden. Nach dem Gemälde von E. Zewy.
(Photographieverlag von J. Löwy, k. k. Photograph in Wien.)

Pfennigen an die Geschäfte geliefert wird. Diese Schürzen sind allerdings die einfachsten Muster, nur mit einem glatten Streifen eingefast und mit gewöhnlichem Gurt und Band besetzt. Da aber der Zwischenmeister für das Hin- und Herschaffen des Stoffes und der Schürzen, für das Zuschneiden, Plätten und Legen, für Wohnungsmiethen, Beleuchtung, Abnutzung der Maschinen und andere Dinge seinen Theil abzieht, bleibt für die eigentliche Näherin kaum ein Taschengeld. Bei rastlosem, elf- und zwölfstündigem Treten der Maschine verdient sie in der Woche kaum fünf Mark. Kräftigere und Gewandtere kommen auch wohl auf einige Mark mehr. Der Mittelverdienst in der Woche schwankt zwischen acht und zehn Mark.

Die Preise für die Schürzen steigen nun allerdings nach der Komplizirtheit des Musters und nach dem Werth der verwendeten Stoffe. Im Allgemeinen wird für eine einfache bunte Schürze pro Duzend 60 bis 70 Pfennige gezahlt. Je mehr Einsatz oder Besatz verwendet wird, desto mehr wird gezahlt. Bei den besseren Sachen, die aus feinstem Zephyr oder Organdy bestehen, stellt sich der Arbeitslohn pro Duzend auf drei bis vier Mark. Die Näherin bekommt bei diesen Schürzen etwa 1,60 bis 2,25 Mark. Das ist aber recht verwickelte, schwierige Arbeit, mit Sämnchen und Spizeneinsätzen, die den Fonds mehrmals durchzueren, und die nicht etwa nur aufgesetzt, sondern durchsichtig hineingearbeitet sind. Rund um das zackige oder wellige Muster zieht sich auch noch eine Spitze und oben am Gurt ist gar noch eine seidene Schleife angebracht, die manchmal durch eine zweite ergänzt wird.

Bei diesen Schürzen kommt eine tüchtige Näherin auf einen Wochenverdienst von zwölf bis vierzehn Mark. Das ist aber nur der Fall bei den wenigen Zwischenmeistern, die gute Preise halten und halten können, da sie gute, gangbare Neuheiten mustern und zwar für Geschäfte, die nicht die allgemeine Preisdrückerei mitmachen.

Für die großen Wirtschaftsschürzen mit ihren großen Fonds, Lagern und Achselbändern werden selbstverständlich höhere Löhne gezahlt. Auch die schwarzen Schürzen, zu denen Seide und Halbside, Wolle und Halbwole verwendet wird, bekommen die Arbeiterinnen im Allgemeinen besser bezahlet. Doch leiden bei denen, die schwarze Schürzen nähen, bald die Augen.

Hat also der Zwischenmeister die Preise mit dem Fabrikanten und Händler abgeschlossen, so läßt er durch sein Liefermädchen die Stoffe abholen. Nun beginnt das Zuschneiden. Die Stoffe werden aufgerollt, ein Stück, das zu zwölf Fonds reicht, abgesehen und „zusammengenommen“, das heißt: so übereinander gelegt und gekniff, daß sich aus dem zwölfmal übereinander liegenden Stoff mit einem Mal ein Duzend Fonds schneiden läßt. Mit dem abfallenden Streifen wird es ebenso gemacht; sie werden zu Bändern, Volants, Gurten und Aehnlichem benutzt. Dann wird der Besatzstoff in Streifen zerschnitten, die durch eine kleine, erwärmte Walze geschoben werden. Die Mänder der Streifen knieisen sich über eine flache Hülse, die Walze drückt die Mänder fest — die Blende ist fertig. Jetzt wird die Spitze abgemessen und gekräuselt, der Einsatz berechnet, Sontache abgemessen und die Gretenborte, eine gemusterte, etwa fünf bis zehn Millimeter breite Borte, die zum Besetzen der Einsatzspitzen oder Stickerbänder dient, abgesehen. Alles, was zu einem Duzend Schürzen gehört, bekommt die Näherin in ihren Korb. Nur die Seidenbänder zu Schleifen erhält sie nicht, die bindet die Frau oder die Tochter des Zwischenmeisters und heftet sie mit wenigen Stichen an.

Was das eigentliche Schürzennähen vom Kleider- und Mäntelnähen streng unterscheidet, ist, daß kein Stück vor dem Nähen geheftet wird. Die Schürzennäherin muß die Fertigkeit haben, Alles so genau aufeinander und nebeneinander unter die Maschinennädel zu halten, daß es gleich fix und fertig zusammengenäht werden kann. Ein Probieren giebt es im Schürzennähen nicht. Ebensovienig aber auch ein Trennen und Aendern. Getrennte Sachen sind bei der Empfindlichkeit der Stoffe meist unansehnlich.

Eine Eigenart der heutigen Mode ist, Blenden in ähnlichen Mustern auf das untere Ende der Fonds anzubringen, wie sie in der Kurbelstepperei mit Sontache verwendet werden. Nur sind die Blendenmuster wesentlich einfacher, großzügiger, da sich der breitere, weiche Satin nicht so durcheinanderwinden läßt, wie Sontache. Sie sind daher auch, meist ungewollt, etwas moderner im Stile. Das auf Packpapier gezeichnete Muster wird in Abständen von einem halben Zentimeter mit einer stärkeren Nadel durchstochen, auf den Fonds gelegt und mit einem Pulverbüchel darüber hingewischt. Die Blende wird

dann, der auf dem Stoff vorhandenen Punktlinie folgend, aufgenäht.

Bemerkenswerth ist noch, daß sich jetzt Stickerereien in einfacheren, feineren und moderneren Mustern einführen, deren durchgängige Linien besser zur Geltung kommen, kräftiger wirken, als die bisher verarbeiteten Stickerereien, die verzettelte, in's Kleine und Kleinliche gehende Zeichnungen hatten.

Hat die Näherin die Schürzen abgeliebert, so werden sie geplättet und gelegt; gewöhnlich drei und drei auf die Hälfte gekniff, so daß die schmalere, obere Hälfte auf der breiteren, unteren ausliegt und von der darum genähten Stickererei umrahmt und gehoben wird. Die vielen Frauen, die außerhalb der Nähstuben arbeiten, müssen meist die Schürzen selbst plätten, wofür sie zehn Pfennige pro Duzend bekommen. Da sie meist schon vor ihrer Verheirathung Schürzen genäht haben, also sehr geübt sind, verdienen sie oft ebensoviele wie manches Mädchen, trotzdem sie ihre Wirtschaft und ihre Kinder zu besorgen haben. Dieser Verdienst spornt natürlich viele Frauen an, Schürzen zu nähen. So kommt es, daß wohl ebensoviele Frauen wie Mädchen Schürzen nähen. Ja, es giebt sogar einzelne Männer, die mit ihren Frauen zusammen Schürzen nähen und so einen Gesamtverdienst von 27 Mark und darüber erzielen. Aber bis sie dahin kommen, dauert es geraume Zeit. Die übliche Lehrzeit von vier bis sechs Wochen reicht lange nicht aus, um bessere Sachen sauber auszuführen oder einen anständigen Verdienst bei dem durchgängigen Stücklohn zu erzielen.

Sind nun die Schürzen gelegt und geliefert, so werden sie in den Engrosgeeschäften sorgfältig in Seidenpapier und Kartons verpackt und auf die Post gebracht. Sie gehen nun nach den Orten, von denen die Reisenden, die die Musterkollektionen den großen Kaufhäusern und Engrosgeeschäften vorgelegt hatten, Aufträge heimbrachten. Köln, Hamburg, Breslau und andere große Städte, besonders aber auch Norddeutschland und Holland sind die Hauptabnehmer. Auch England, Australien und Amerika brauchen früher viel deutsche Schürzen. Da aber die Zollverhältnisse den Absatz in's Ausland erschweren, wird jetzt mehr auf den Innenmarkt gerechnet. Zwar scheint jetzt wieder mehr über das Wasser zu gehen, aber die meisten Bestellungen kommen doch aus dem Inlande — und der Fabrikationsort, Berlin selbst, verbraucht nicht das Wenigste. —

Nur zwei Federstriche.

Soziale Skizze aus dem Englischen von Henry Hermann.

I.
Särme Dich nicht, liebes Herz! Bessere Zeiten sind für uns im Anzuge. Schon beginnt das finstere Gewölck sich zu lichten — das Schicksal zeigt ein gültigeres Antlitz! Habe nur noch ein klein wenig Geduld!

Ein paar unendlich traurige dunkle Augen blickten aus den blaugrünerderten Höhlen eines aschfaulen Gesichts und sahen den jungen Mann an, der so gesprochen hatte. Ein schmerzreiches, langes Leiden hatte peinvolle Spuren in die Büge gegraben, die noch einstige zarte Schönheit verriethen. Die halb geöffneten blutleeren Lippen bebten, und die Blicke der Kranken schweiften in's Leere, als ob sie es nicht hätten ertragen können, einen bestimmten Gegenstand in's Auge zu fassen.

„Ich bin geduldig, Willy, aber es geht fast über meine Kräfte. Ich bin nicht um mich besorgt, sondern um Dich. Mit mir wird es bald vorüber sein.“

„O, sprich nicht so!“ erwiderte er mit einem erstarrten heiseren Flüstern. „Wir wollen muthig durch. Die Stunde vor Sonnenaufgang ist immer gerade die dunkelste, aber das erscheinende Sonnenlicht belebt die Brust mit wunderbarer Hoffnung.“

Es war ein robuster, junger Mann von etwa fünfundsiebenzig bis siebenundzwanzig Jahren. Das Zimmer, in dem er am Bette der Kranken saß, war von der denkbar ärmlichsten Ausstattung. Kein Teppich war auf dem Boden zu sehen; für den alten, rohen Holztisch und die paar wackeligen Stühle würde kein

Trödler zehn Pfennige gegeben haben. Es war Winter, der Schnee lag dicht auf den Dächern, aber der Kaminrost war schwarz und leer, und der Hauch des Mundes kränzelte sich wie Dampf in der Luft.

Ein Frostzittern durchlief die mit einer alten, blünnen Wolldecke bedeckte Frauengestalt. Der Mann, ihr Gatte, ging stillschweigend zur Thür, nahm von einem Nagel seinen Ueberrock und breitete ihn sorgfältig über die Kranke.

„So! Jetzt bist Du besser daran, und wenn ich wieder komme, bringe ich Kohlen und Medizin mit.“

„Du wirst doch nicht ohne Ueberrock fortgehen, in diesem fürchterlichen Wetter?“ rief sie erschrocken und machte eine schwache Bewegung, den Ueberzieher wegzuschleichen, aber ihr Mann stopfte ihn wieder rings am Bettende sorgfältig ein und presste einen Kuß auf ihre Stirn.

„Habe nur keine Sorge um mich, gutes Weib! Ich kann ja laufen, um mich warm zu erhalten. Da werde ich so warm, daß ein Ueberrock geradezu lästig wäre. Adieu, liebes Herz, adieu!“

Er hatte seinen Hut genommen, gab ihr noch einen Kuß und fort war er, bevor sie noch ein sanftes Wort des Tadelns fand. Kaum war er draußen, so verdüsterte sich ihr Gesicht, als ob Licht und Hoffnung mit ihm gegangen wäre. Auf der Straße ging er schnell und schlug die Arme gegen einander, um sich zu erwärmen.

„Ich bin begierig, ob dieser Mensch diesmal endlich Ernst macht?“ sagte er zu sich selbst. „Er

hat mich so oft zum Narren gehabt und ich habe es der armen Nelly nicht einmal zu sagen gewagt, daß er mir unlängst wieder geschrieben hat. Eine abermalige Enttäuschung könnte sie tödten. Jetzt soll er mir das Ding auf jeden Fall abkaufen. Ich lasse ihm's für jeden Preis, den er mir dafür geben will. Eine Fünfpfundnote kann Nell's Leben retten und das ist einige Jahre Arbeit werth.“

Der dampfende Duft eines Kaffeeotels erreichte seine Nase; er schlürfte ihn mit gierigem Genuß ein. Er fuhr in die Hosentasche, brachte die Hand aber leer wieder heraus; er suchte in der Westentasche, mit demselben Resultate.

„Ich habe keinen Heller,“ murmelte er, „keinen roten Heller! Und ich hatte mich auf eine Tasse Kaffee so gefreut! Einerlei,“ sprach er sich selbst Muth zu, und er gab sich einen Ruck, „ich kann zwei, drei trinken, wenn Mr. Wilkins erst Geld herausgerückt hat!“

II.

Daniel Wilkins war „Etwas“ in der City. Er war ein Mann von beträchtlichen Mitteln, dafür bekannt, daß er stets bereit war, irgend eine Erfindung anzukaufen, die im Wege einer Gesellschaft mit beschränkter Haftbarkeit ergiebig ausgenutzt werden konnte. Seine eigentliche Geschäftsbranche ist nie genau bezeichnet worden. Sein Bureau befand sich im dritten Stock eines großen Hauses, wo er sich behaglich eingerichtet hatte. Das Charakteristische des Bureaus

waren eine Menge Commis, deren vornehmste Beschäftigung darin bestand, einander im Wege zu sein.

So mancher arme Erfinder, dem unerfüllbare Hoffnungen die Brust schwellten, so mancher Besizer schlecht verkäuflicher Waare, der wähnte, der Zauber des Kapitals werde seinen sterilen Boden mit Gold befruchten, so mancher Projektentmacher, praktisch und unpraktisch, klug und thöricht, war schon diese drei Treppen mit schwerem Herzen hinaufgestiegen.

Mr. Wilkins — dafür war er bekannt — hatte einen scharfen Blick für ein gutes Geschäft, und verstand es auch, sich den Löwenanteil bei allen Geschäften zu sichern; trotzdem versiegte der Strom der nach seiner Wohnung wallfahrenden Besucher nie.

Es war am frühen Vormittage des Samstag, als William Noß — dies war der Name des jungen Mannes, der seine Taschen vergebens nach einem Penny durchsucht hatte — furchtsam das Bureau Mr. Wilkins betrat. Mit vor Erregung zitternder Stimme fragte er einen rothbärtigen jungen Mann, dessen Beine müßig von einem hohen Comptoirstuhle herabbaumelten, ob Herr Wilkins in seinem Privat-Comptoir sei.

Der rothbärtige Commis nahm von dieser Frage zunächst keine Notiz, da er allzusehr in ein Spiel vertieft war, das darin bestand, Papierklügelchen nach einem anderen Commis am anderen Ende des Zimmers zu werfen.

Noß wiederholte seine Frage und entlockte dem Nothbärtigen nach einer Weile glücklich die Antwort, daß Herr Wilkins auf seinem Comptoir sei.

„Kann ich ihn sprechen?“ fragte Noß unsicher.

„Nein, das können Sie nicht,“ war die kurze Antwort.

Hunger und Kälte stacheln die Kampflust an, Noß fühlte einen leisen Zorn in sich aufsteigen. Er wußte indessen wohl, daß es höchst nutzlos wäre, Temperament merken zu lassen.

„Ich bin bestellt,“ sagte er. „Mr. Wilkins schrieb mir, ich sollte heute Vormittag kommen.“

„Warum sagen Sie das nicht gleich?“ fragte der Commis scharf, indem er in den ihm hingehaltenen Brief einen sündigen Blick warf. „Wenn die Leute, die hier geschäftlich zu thun haben, nur gleich sagen wollten, in welcher Angelegenheit sie hier sind, so wären die Geschäfte viel schneller zu erledigen.“

Als der Commis diesen Satz, auf den er sich viel zu gute zu thun schien, vollendet hatte, schüttelte er mißbilligend sein Haupt, glitt von seinem Comptoirstuhl herunter, verschwand hinter einer Thür am entgegengesetzten Ende des Zimmers und erschien nach einigen Sekunden wieder.

„Mr. Wilkins kann Ihnen gerade eine Minute widmen, bevor er das Bureau verläßt. Es ist Samstag und er hat noch ein Paar Duzend Leute abzufertigen, bevor Sie dran kommen und um halb Eins muß er auf der Bahn sein.“

Da blieb nun nicht Anderes übrig, als geduldig zu warten. Das Herz des jungen Mannes war von Leid und Weh voll, seine Glieder waren erstarrt und der Hunger nagte wüthend in seinem Magen. Die Augenblicke dehnten sich zu Stunden.

Leute kamen und gingen, und der Wartende war ganz betäubt und erstarrt geworden. Ein dumpfer Druck im Herzen, das Gesicht drohte ihm zu schwinden, er glaubte falsch zu hören, als endlich sein Name an sein Ohr schlug.

„Mr. Noß! Wo ist Mr. Noß?“

Er sah auf, da stand der große Mann vor ihm, bereits im Ueberrothe, den Hut auf dem Kopfe. Das Herz des jungen Mannes klopfte in stürmischer Aufregung.

„Kommen Sie her, Mr. Noß!“ sagte Mr. Wilkins. „Ich habe gerade fünf Sekunden für Sie.“ Noß taumelte vorwärts — sein bleiches Gesicht war schneeweiß geworden, so schoß ihm alles Blut zum Herzen.

„Aber Sie haben nach mir geschickt,“ brachte er heiser hervor.

„Weiß ich,“ erwiderte der Geldmensch barsch. „Aber unser Geschäft muß „Ja“ und „Nein“ sein. Ich will Ihnen zwanzig Pfund geben für Ihre Maschine, wenn's Ihnen recht ist.“

Der geängstigte Chemann glaubte, der Himmel habe sich über ihn geöffnet und seinen Segen in vollen

Strömen über ihn ausgegossen. Zwanzig Pfund! Was bedeuteten die nicht gerade jetzt für ihn! Vergessen war für den Augenblick die mühevollte Arbeit dreier Jahre, vergessen seine stolzen Hoffnungen auf eine schönere Zukunft, seine Träume von Namen und Ruhm! In diesem Augenblicke waren zwanzig Pfund wirklich Reichthum. Es brachte das Unerreichbare in seinen Bereich und machte ihn thatsächlich glücklich.

„Ich nehme es an, Mr. Wilkins,“ antwortete Noß. „Ich nehme es dankbar an!“ Es leuchtete eine solche Tiefe der Dankbarkeit aus seinen Worten, daß der Cityman — einen Augenblick das Geschäft als für Noß zu günstig — bedauerte und nachdenklich sein Kinn strich. Das abgeschlossene Geschäft war übrigens selbst für die City kein unbedeutendes. Mr. Wilkins ging in sein Comptoir und kehrte nach einer Weile mit einem Streifen Papier zurück.

„Hier ist Ihr Geld, Mr. Noß,“ sagte er. „Schreiben Sie eine Quittung, Mr. Fergusson. Guten Morgen, Mr. Noß.“

Mr. Noß unterzeichnete die Quittung, ohne zu wissen, was er unterzeichnete. Um das Geld zu erhalten, würde er alles Mögliche unterzeichnet haben. Er wußte nicht, wie lange ihm das Leben so herrlich, die Luft, ein Wintermorgen so frisch und stöhnd erschienen war. Als er durch die belebten Straßen zur Bank dahinslog, schmedete er Pläne, was er mit dem Gelde Alles beginnen sollte. Kohlen und Holz, das war natürlich das Erste. Dann Fleisch-extrakt und etwas Portwein, der Arzt hatte ihn speziell verordnet. Dann das Rezept, wofür der Apotheker zwei Schilling verlangte, als Noß ohne einen Penny war. Er wollte zwei Wolldecken kaufen, so weich und warm, wie sie die reichste Dame nur haben konnte. Zwanzig Pfund! Zwanzig goldene Sovereigns! Was konnte er nicht Alles damit anschaffen! Endlich war er in der großen Bank, wo Mr. Wilkins sein Skonto hatte, und schrieb mit nervösem Zittern seinen Namen auf die Rückseite des Checks. Das Vult des Kassirers war von einer dichten Menschenmenge umlagert, und eine endlose Zeit verging, bevor Noß sich bis zu ihm vorarbeiten und seinen Streifen Papier präsentieren konnte.

Der Kassier nahm ihn, besah ihn und gab ihn zurück.

„Das kann nur durch Vermittelung einer Bank ausgezahlt werden.“

Des jungen Mannes Herz schien still zu stehen.

„Was meinen Sie?“ stammelte er.

„Ich meine, was ich sage,“ erwiderte der Kassenbeamte, nicht eben höflich. „Der Check ist durchstrichen* und muß von einer Bank, nicht von einer Privatperson präsentiert werden.“

„Geben Sie zu Mr. Wilkins zurück und lassen Sie die Durchstreichung ungültig machen. Das ist das Einzige, was Sie thun können.“

Und damit wandte sich der Kassirer den anderen Kunden zu.

Noß stürzte wie ein Wahnsinniger durch die Straßen nach dem Hause in Cannonstreet. Er flog die drei Treppen empor und hielt den Check in den Händen.

„Was ist denn jetzt wieder los?“ fragte der rothbärtige junge Commis.

„Mr. Wilkins! Ich muß Mr. Wilkins sehen!“ keuchte Noß athemlos hervor.

„Befindet sich zur Zeit auf der Fahrt nach Reading. Vor zehn Minuten abgefahren,“ lautete die offenbar spöttische Antwort.

„Aber ich muß ihn sehen!“ rief der junge Mechaniker in tödtlicher Angst. „Es handelt sich um Leben und Tod! Er muß mir diesen durchstrichenen Check wieder gültig machen.“

„Da müssen Sie Montag um zehn Uhr kommen,“ sagte der Nothbärtige phlegmatisch, „früher ist er nicht zurück.“ Und er kehrte Noß den Rücken.

* Um zu verhüten, daß durch Verlieren eines auf den Inhaber lautenden Checks ein Nachtheil erwachse, werden über den Check zwei Querstriche gezogen, die vor Einlösung des Checks durch den Aussteller annullirt werden müssen, bevor der Check durch einen Privatmann eingelöst werden kann. Ein solcher Check heißt *crossed* (durchkreuzter) check.

III.

Ein Stückchen Papier, zwanzig Pfund werth, und im Augenblicke doch keinen Penny dafür zu erhalten! Noß' Verwandten waren ebenso arm wie er. Stück für Stück waren nach und nach, Pretiosen zuerst, dann Kleidung, Leibwäsche, und zuletzt selbst das Bettzeug, in's Leihhaus gewandert, überdies waren die Pfandzettel wieder verlegt oder verkauft worden. Das bische Kredit, das Noß bei Kaufleuten und Krämern gehabt hatte, war längst erschöpft, und Noß wurde ohne sein Verschulden für einen Mann angesehen, der große Versprechungen mache, aber wenig oder nichts davon erfüllte. Er galt als lässiger, schlaffer Träumer, der Geld und Gut in müßigen Erfindungen vergeudete. Schließlich bekam er nicht einmal mehr ein Groschenbrot auf Vorg. Man behauerte die kranke Frau, aber verweigerte ihm das nöthige Geld vorzuschießen, mit dem er Medizin kaufen wollte, die sie vom Tode retten konnte. Noß sprach an einem Duzend Orten mit seinem Check vor, begegnete aber Mißtrauen, ja selbst Hohn. Niemand schien Mr. Wilkins zu kennen, und die seinen Namen gehört hatten, kannten nicht seine Unterschrift. Noß bat mit Thränen in den Augen auf dieses Unterpfand hin um das Darlehen von nur einem Sovereign, konnte es aber nicht erhalten. Die Bekannten warfen die Lippen auf und fanden zu ihrem Erstaunen, daß sie nicht mehr als ein paar Schillinge bei sich hatten, die sie gerade selber brauchten.

„Und die Banken schließen am Samstag, wie Sie wissen, um zwei Uhr Nachmittags. Es thut uns recht leid; ich möchte Ihnen gern zu Gefallen sein, aber . . .“

Noß zog die brutale Absage der Kaufleute diesen Heuchelphrasen der sogenannten „guten“ Bekannten vor.

Eine gutherzige Frau wohnte auf demselben Flur, und obwohl sie fast ebenso arm war wie die Noß'schen Cheleute, da sie eine Wittve war und drei wolkshungrige Kinder von dem bitteren Lohne zu ernähren hatte, den ihre Nadel einbrachte, so konnte sie doch in der Tiefe ihres Herzens Trostesworte finden und stets über ein lächelndes Gesicht verfügen. Mrs. Blake theilte den letzten Tropfen Thee mit Frau Noß und ließ ihr alle mögliche Hilfe angebeihen, die sie gewähren konnte. Die zarte Gestalt war noch hagerer, förmlich durchsichtig geworden, und die dunklen Augen leuchteten in unheimlichem Glanze. Die weißen Lippen bewegten sich in stummem, unlagbarem Schrecken, so daß die gute Frau Blake bitterlich weinte, als Noß sein Zimmer betrat.

„Ich weiß nicht, was über sie gekommen ist; seit ungefähr einer Stunde,“ flüsterte sie, während die heißen Thränen über ihre Wangen herabrollten, „ist sie so kalt und auffallend still.“

Der Chemann wartete die Rede der Frau nicht ab, sondern eilte zum Bette, schob sanft seine Hand unter das Kopfkissen und zog das wachsbliche Gesicht an sich.

„Sprich! um Gotteswillen, sprich, damit ich sehe, daß Du lebst! Ein einziges Wort, Herzensschak!“

Er sprang empor, wilde Gluth in den Augen.

„Ich muß mein gutes Weib sterben lassen und hilflos dabei stehen!“

Er rang die Hände und knirschte mit den Zähnen in ohnmächtiger Verzweiflung, indessen Frau Blake schluchzte, als wolle ihr das Herz brechen.

„Sie stirbt Hungers, Frau Blake, aus Mangel an Nahrung und Feuerung; und ich habe nichts mehr zu verkaufen, zu verfehen . . . nichts, nichts!“

Er hielt plötzlich inne, als fielen ihm etwas ein, dann zog er seinen Rock aus und entledigte sich seiner Weste. Er besah die's Kleidungsstück nervös, hielt es gegen das Licht empor, wickelte es dann in eine alte Zeitung, knöpfte seinen Rock bis zum Halse hinauf zu und verließ das Zimmer mit dem Padel unter dem Arm.

Eine Viertelstunde später kehrte er mit einem kleinen Korb Kohlen und etwas Holz zurück, und mit einem winzigen Krüglein, das eine braune Flüssigkeit enthielt.

„Ich habe fünfzehn Pence bekommen, Frau

Blake. Jetzt werden wir ein Feuer anmachen und etwas kräftige Bouillon bereiten. Wenn wir nur über den heutigen Tag und über morgen hinweg kommen. Montag habe ich zwanzig Pfund. Zwanzig Souverains! Und dann werde ich im Stande sein, für Ihre Güte mich einigermaßen dankbar zu zeigen!"

Mrs. Blake lächelte traurig und ungläubig. Sie hatte zu oft von solchen goldenen Hoffnungen ihres jungen Freundes gehört — Geschichten, die stets zu Wasser geworden waren. Doch war ihr Herz zu gut, und sie bedauerte Noß zu tief, um ihren Gedanken Ausdruck zu geben.

Das lustig brennende Feuer erwärmte schnell die Stube, und Mrs. Blake's Theekessel brodelte bereits lebhaft. Ein lieblicher Speiseduft erinnerte den jungen Mann daran, daß er noch nüchternen Magens war. Seine Frau war für kurze Zeit in Mrs. Blake's Hut gut aufgehoben, so ging er aus, noch einmal sein Glück zu versuchen, ob ihm nicht Jemand eine kleine Summe für das Pfand seines kostbaren Zettels bis Montag vorschließen wolle. Der Schlachter, dessen magerer Kunde er in besseren Zeiten gewesen war, gab ihm das Papier knurrend zurück: „Was soll's?" und sah ihn von Kopf bis zu Füßen an, als ob er ein Dieb sei. Der Apotheker verhöhnte ihn mit den Worten: „Nee, Mr. Noß, danke für Obst! Man muß nicht von Allem haben, gebranntes Kind fürchtet das Feuer.“

Und so ging's durch den ganzen Bezirk; überall, wo er dachte, auf Grund seiner früheren Kundschaft auf Erfüllung seiner Bitte rechnen zu dürfen, begegnete er Mißtrauen und Spott und Hohn. Schwere Herzens lehrte er nach Hause zurück, vergaß seinen

Hunger, vergaß seinen Kummer, vergaß Alles und Jedes, nur das Eine nicht, daß seine Frau so still dalag, daß man hätte denken können, das Leben sei bereits entflohen. Mrs. Blake brachte ihm eine Tasse schwachen Thees und eine Scheite einfachen Brotes, die sie sich von ihrem Mittagessen abspart hatte. Er aß und trank, ohne zu wissen, was er aß und trank. Er hatte nur Augen für die unmerklichen Bewegungen, welche das erlöschende Leben noch in der Gestalt gelassen hatte. Er beobachtete sie wie der schiffbrüchige Seemann die herannahenden weißen Wölkchen am fernen Horizonte ängstlich beobachtet, die den kommenden Sturm verkünden. Was sollte er Anderes thun? Gebunden an Händen und Füßen, hilflos für beinahe zwei Tage — und da heißt es, Geld könne nicht glücklich machen! Fragt Denjenigen, der zwei Tage ohne einen Bissen Nahrung war, ohne ein erwärmendes Feuer in starrem Witterfrost, ohne einen Pfennig Geld und drehselt dann eure Phrasen!

Wie er den Tag und die darauffolgende Nacht, wie er den nächsten Tag und die nächste Nacht verbrachte, hat B. Noß nie gewußt. Die einzige Erinnerung an diese fürchterliche Zeit war das wie karrarischer Marmor bleiche Gesicht, diese unendlich traurigen, glänzenden, dunklen Augen. „Montag Morgen um zehn Uhr — Montag Morgen um zehn Uhr — Montag Morgen um zehn Uhr“ plapperte er mechanisch vor sich hin. Seine Verzweiflung hatte sein Herz so versteint, daß er für den eigenen Schmerz erstarrt war. Alles was er bemerkte, war, daß ihr Athem weniger hörbar war, ihre Lippen unfähig schienen, Worte zu bilden. Mrs. Blake kam von

Zeit zu Zeit zu ihm und hatte Worte der Hoffnung für ihn, aber er hatte sie vergessen, sowie sie gesprochen waren.

Der Montag Morgen war ein frischer, strahlender Morgen, ein echt englischer fröhlicher Wintermorgen. Lange vor zehn Uhr wartete Noß im Bureau Mr. Wilkins'. Seine Augen starrten so gräßlich, daß die Kommiss ihn für betrunken hielten. Er saß in einer Ecke mit so verzweifelt düsterer Miene, daß der rothbärtige Commis es unterließ, sich über ihn lustig zu machen.

Mr. Wilkins kam endlich, hob nach einigen bebenden Worten Noß' die Ungültigmachung des Checks auf, indem er etwas daherbrummte, daß er wegen solcher Kleinigkeiten belästigt würde.

Eine halbe Stunde später stürzte der junge Mann in das Zimmer, in dem seine Frau lag; seine Arme waren beladen mit den Gegenständen, die ihnen so lange vorenthalten waren.

Mrs. Blake hielt ihn an der Schwelle an und brach in Thränen aus. Er starrte sie wie abwesend an und ließ die gekauften Kostbarkeiten zu Boden gleiten. Dann wendete sich sein Blick nach dem Bette, und er sah, daß ein großes Tuch über die dort liegende Gestalt geworfen war. Er stürzte darauf zu und riß es zurück. Da lag sie sanft lächelnd, wie ruhig schlafend. Wie im Traume griff er nach ihrer Hand — sie war kalt, eiskalt. Da drängte sich ein geller Schrei über seine Lippen, wie ihn nur die tiefste Seelenqual erpressen kann. Er zog eine handvoll Goldstücke herbei und schenkte sie in heller Verzweiflung im Zimmer umher. —

Feuilleton.

Winter.

Die Sonne leihet dem Schnee das Prachtgeschmeide,
Doch ach! wie kurz ist Schein und Licht.
Ein Rebel tropft, und traurig zieht im Leide
Die Landschaft ihren Schleier dicht.

Ein Häselein nur fühlt noch des Lebens Wärme,
Am Weidenstumpfe hockt es bang.
Doch kreischen hungrig schon die Rabenschwärme
Und hacken auf den sichern Fang.

Bis auf den schwarzen Schlammgrund sind gefroren
Die Wasserlöcher und der See.
Daweilend geht ein Wimmern, wie verloren,
Dann fixt im todten Wald ein Reh.

Stellev von Villenron.

Geimgefunden. Die beiden Alten saßen bei ihrem einfachen Mahle. Still ist's bei ihnen geworden, seit ihre Marie, die vordem das Haus mit Leben und Frohsinn erfüllte, so plötzlich von ihnen gegangen. Ihre Lippen ließen kein Wort laut werden, aber ihre Gedanken kamen davon nicht los. Da jedes vom anderen wußte, was ihm fehlte und doch nicht daran rühren mochte, hatten sie sich gewöhnt, zu schweigen. Trüb' schlichen ihnen die Tage dahin... Ein schüchternes Klopfen hat sie aus ihrem Sinnen gestört. Die Mutter geht nachsehen, wer da ist, sie öffnet ein wenig die Thüre, — mit einem Schrei reißt sie sie weit auf: die Tochter steht vor ihr. Ein Blick genügt der Mutter, die Lage ihres Kindes zu erkennen. Weich und abgehärtet ist das Gesicht, das immer noch schön ist, groß und starr blicken die früher so schelmischen dunklen Augen sie an, und im Arme hält sie ein Kind, in ein ärmliches schwarzes Tuch ist sie gehüllt. Ob der, durch den ihre Marie in dieses Elend gekommen, gestorben ist? ... Es braucht für sie nur diesen Anblick, und aller Groll gegen die Tochter ist geschwunden. Aber der Vater? Schnell wendet sie sich zu ihm. Beim Anblick der Tochter ist er aufgesprungen und hat sich abgewandt, er kann es so schnell nicht vergessen, was sie ihm gethan. Was hatte er sie gewarnt, gebeten, beschworen, sich nicht an diesen Menschen zu hängen! Er hatte doch gesehen, daß der Bruder Leichtsin es nicht ehrlich meinte. Aber sie hatte nicht hören wollen, und sie war heimlich mit ihm auf und davongegangen. Seitdem hatte man ihm nicht mehr von der Marie sprechen dürfen, und nun stand sie plötzlich vor ihnen. Was sollte

er thun, konnte er sie wieder davonjagen? Da legt sich eine Hand auf seine Schulter. Die Mutter ist zu ihm herangetreten, sie weiß, was in ihm kämpft, aber sie weiß auch, daß die Tochter, die schon zurückgewichen ist und sich mühsam aufrecht haltend in der Kammer steht, nicht vergeblich an die Thür des Elternhauses gepocht. —

Die Furcht der Naturvölker vor Todten und Kranken. Es ist bekannt, daß die primitiven Völker den Tod wie die Krankheit als eine Wirkung dämonischer Wesen auffassen. Darauf beruht die allgemeine und rudimentär noch bei uns vorhandene Scheu vor Todten und Kranken mit den beim Naturmenschen üblichen Vorkehrungen. Der Todte ist zunächst der Sitz von Gespenstern, die dem Lebenden verderblich werden oder wenigstens lästig fallen können. Darum bringt der Mensch den Leichnam bei Seite, möglichst weit von der Ansiedelung ab, oder er ergreift noch ursprünglicher selbst die Flucht vor dem Verstorbenen. Der Dämon, der den Tod verursacht, ist aber schon im Alten und Siechen vorhanden, um sein Werk zu verrichten. Aus dieser Erwägung zieht der Armensch mit grausamer Logik seine Konsequenzen. Um selbst dem Todesgeißel zu entgehen, läßt er den Alten und Schwachen hilflos im Stich. Ja, man geht noch weiter. Muß es nicht die beste Abwehr sein, den Greis zu tödten? Und in der That: der Wilde zögert nicht, sich in dieser barbarischen Weise seiner Alten zu entledigen. Nicht anders steht es aber mit den Kranken, die man alleammt von bösen Geistern besessen glaubt. Bald werden die unglücklichen Opfer an einsamen Orten ausgelegt, bald im abgeklärten Verfahren vollends dem Tode überliefert.

Wie die Furcht vor dem Todten sich äußert, das wissen zahlreiche Berichte über die Naturvölker mitzutheilen. So verläßt der schon hoch entwickelte Kaffer nach jedem Todesfalle die Hütte und verbrennt sie, und ganz ebenso verfährt der Neufalifornier. Die Vesikuanen und Hottentotten, sowie die Voobies von Fernando Po geben nach dem Ableben eines Genossen den ganzen Weiler auf.

Das Aussetzen oder Tödten der Greise ist erschreckend weit verbreitet, wenn auch inzwischen die weißen Völker diese Stufe der rohen Fürsorge längst überwunden haben. Noch der Kaffer, der sonst so bildungsfähig ist, hält daran fest, den dem Tode nahen Alten hinaus zu bringen und draußen liegen zu lassen. Auch von den Indianern werden Fälle dieser Art gemeldet; Catlin hatte z. B. Gelegenheit, einen ausgelegten Häuptling des Puncashammes in hilfloser Lage aufzufinden. Nachrichten über ähnliche Bräuche haben uns außerdem die alten Schriftsteller hinterlassen. Strabo weiß von den Kaspiern, daß sie ihre Greise, wenn sie über siebzig Jahre zählten, einsperren und verhungern ließen. Die wohlbedachte Tödtung erzählt derselbe Autor von den Derbikern, welche insbesondere die

alten Frauen erdroffelten und begruben. Bei den Bactriern war es dagegen nach dieser Quelle üblich, die wegen Alter oder Krankheit Aufgegebenen den zu diesem Zwecke gehaltenen Hunden vorzuwerfen. Mit derselben salbätigen Konsequenz behandelten auch unsere germanischen Vorfahren ihre Greise. Ueber die Heruler wissen wir, daß sie Alte und Kranke umbrachten, und die Altpreußen tödteten ihre entkräfteten Eltern, wenn diese selbst es wünschten, während unbemittelte Kranke ungefragt dem Tode verfielen.

Kranke auszusetzen, war namentlich bei den Melanesen Sitte, die ausdrücklich als Grund angaben, daß jene von bösen Geistern behaftet seien. Der Kaffer behandelt den Schwerkranken, dessen Berührung Jedermann scheut, genau wie den Greis; er entfernt ihn aus seiner Nähe. Bei den Hottentotten errichtete man in der Wildniß eine Hütte, in die der Kranke, von aller Hülfe entblößt, gebracht wurde. Auf Tobi pflegten die Eingeborenen die Schwerkranken gleich den Todten in einem schlechten Kahn in's Meer hinaus zu stoßen. Vom Tödten der Kranken konnte schon in Verbindung mit der Mientödtung berichtet werden. Außerdem hören wir von den melanesischen Inseln, daß Schwerkranke noch lebend begraben wurden. Die Hattier brachten einst ihre hoffnungslosen Kranken auf Berge, um sie hier zurückzulassen; Sterbende tödteten sie aber vollends. So verfahren die Römer, wenigstens mit schwer erkrankten Sklaven, noch in der Kaiserzeit, und es bedurfte zur allmäligen Abstellung erst eines Verbotes, das diese Handlungsweise wie den Mord zu behandeln drohte.

Das sind dunkle Blätter in der Menschheitsgeschichte. Aber wir dürfen nicht vergessen, daß dem Armen die zunächst jede mildere Regelung abgeht. Unter dem Trufte der Gespenstfurcht stehend, läßt er, wo es seinen Schutz gilt, mit elementarer Logik, unberührt von Gewissensstrupeln, dem erfassten Gedanken die That folgen. Wie grausam auch seine vorbrügenden und abwehrenden Maßregeln sein mögen: sie sind dennoch der Ausfluß einer persönlichen und allgemeinen Fürsorge. Die Art der Mittel war in dem ganzen Kulturzustande der Urzeit begründet, der weit entfernt ist von der paradiesischen Unschuld, die man so gern an die Schwelle unseres Geschlechtes verlegen möchte. —

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin, SW 19, Beuthstraße 2, zu richten.

Nachdruck des Inhalts verboten!